

Offenes Wasser.

Von Dr. August Schmidt-Berlin.

Halvor hatte sich unlängst verheiratet. Er hatte seinem Weibe Asla nicht viel zu bieten, als sie in ihre dürftige Heimath einzogen. Ein altes Boot, welches er von seinem Vater geerbt hatte, machte seinen ganzen Reichtum aus, dazu ein Paar kräftiger Arme und ein froher Sinn, der ihm über viele Schwierigkeiten des Lebens hinweghelfte.

Wenn er so des Abends mit dem Boote vom Lande abließ, die Segel beizte und um die Gabelinsel Wästen den Meerbusen hinunter gegen Dröbak steuerte, war ihm das Glück fast immer günstig, und sehr oft fuhr er mit einem guten Fracht nach Christiania zurück, wo er seine Fische verkaufte. Leichten Sinnes ging dann die Fahrt heimwärts mit dem leeren Boote und mit einigen Kronen in der Tasche.

Damals waren aber Sommertage, und er befand sich noch im Hontagmonat. Jetzt war der Winter gekommen, und er war streng dieses Jahr. Das Eis lag zwischen den Inseln im Meerbusen und dehnte sich bis an die Hauptstadt aus. Der Gewerth hatte so gut wie ganz aufgehört, und die wenigen Sparpennie, die Asla zur Seite gelegt hatte, konnten nicht lange in das neue Jahr vorhalten, wenn der Frost fortwährte, wie er angefangen hatte. Das Boot war auf das Land gezogen und der Fischerschiffen in Gebrauch genommen; es war aber eine launere und wenig lohnende Arbeit, die Fischerei auf diese Weise zu treiben. Der Meerbusen war ziemlich arm an Fischen, und ein Duzend ganz kleiner Dorsche war das meiste, wozu er es in den letzten Tagen bringen konnte.

Nachtsdemonstrierer ging Halvor jeden Morgen unverbrossen an seine Arbeit und trieb, in jeder Hand einen mit einer eisernen Spitze versehenen Stock, seinen Schlitzen über die Eisfläche fort. War er an den Ort gelangt, wo er sein Glück versuchen wollte, so schlug er ein Loch in das Eis und ließ sein 60 Meter langes Seil hinabsinken. An der Seite des Lochs hatte er in das Eis einen kleinen Zweig gesteckt, über dessen gabelförmige Spitze das Seil lief, wodurch es ihm möglich wurde, auch den schwächsten Nud an Wäder folgen zu bemerken. So sah er denn in der strengen Kälte geduldig harrend. Wenn der Zwisch ein wenig nachgab, zog er das Seil in die Höhe, und das winzige Exemplar eines Fisches wurde mit einem leichten Seufzer auf das Eis geworfen; er war kaum einen Fennig werth, aber alles mußte mitgenommen werden in dieser langen Zeit.

„Hätte ich doch zeitig das Boot bis Christiania gerudert“, murmelte er, „so hätte ich doch offenes Wasser den Meerbusen hinab geholt, hier sind nicht Fische genug, das Eis macht's mir das Jahr hindurch davon leben kann.“

So kam der Februar. Die Kälte wurde immer strenger, das Brot immer knapper; aber keiner der jungen Leute ließ den andern merken, daß sie Abends oft hungrig zu Bett gingen. Halvor war vorwärtiger geworden, er litt augencheinlich, indem er Asla die dürftige Mahlzeit kaum anrühren sah, wenn sie die Schüssel ihm zuwies. Es war, als hätte der Appetit auch ihn verlassen, und sie saßen da und saßen einander an; sie verstanden beide, ihre Gedanken, keinen aber gelüftete, sie auszusprechen.

So erreichten sie die Mitte des Monats. Es war ein sonniger Tag, aber die Sonne hatte keine Macht; seit und spiegelglatt lag das Eis über den Meerbusen. Mit dem Abendzuge wurde der König in Christiania erwartet, und schon rollten die Kutschen mit den vornehmen Familien der Umgegend nach der Stadt, um Seine Majestät zu begrüßen. Halvor sah sie vorüber fahren, als er vor der Thür des kleinen Hauses stand und den Schlitzen und die Geräte in Stand setzte, um wieder sein Glück zu versuchen.

Zwei Monate hatte er nun jeden Morgen voll Hoffnungen sich zur Arbeit begeben, und jeden Abend war er getäuscht zurückgekehrt.

„Ich kann nicht wissen, ob sie nicht heute anbeißen werden“, wandte er sich zu Asla, die daneben stand und Köder an die Haken befestigte. Sie lächelte ihm zu und zwang einen Seufzer zurück, der aus dem besorgten Herzen hervordrang. Halvor war nun fertig und machte sich fort zu dem zärtlichen Abschied von seiner Frau.

Der Tag ging hin ohne größeres Glück als die vorigen; Halvor lag in tiefe Gedanken versunken draußen auf dem Eise, das Auge auf den Zweig geheftet, und bemerkte nicht, daß es zu dunkel anfing und der Schnee so stark fiel, daß man nicht zwanzig Schritt weit sehen konnte. Da gab es einen Knack — einer härteren Knack. Halvor sprang auf und begann mit den eisigen Händen das Seil aufzumachen. Sein Herz klopfte, denn er bemerkte, daß es ein großer Fisch sei, der angebissen hatte, und daß zappelte auch ein gewaltiger Dorsch auf dem Eise neben dem Loche.

Der Dorsch gebläht hatte, legte er sich auf den Schlitzen und arbeitete sich dem Winde entgegen. Der Sturm nahm zu; es war, als ob sein Blut in den Adern geiziere, die Kräfte wurden allmählig gelähmt, und Halvor fühlte eine Mattigkeit und eine Schläfrigkeit, welche er sich nicht zu erklären vermochte.

Aber jetzt mußte er ja bald an dem Ufer sein, es kam ihm vor, als hätte er bereits die doppelte Strecke des Weges zurückgelegt — und noch war die Kiste nicht zu sehen. Da erblickte er gerade vorn undeutlich einen nebeligen Streif. Er sammelte seine letzten Kräfte und erreichte das Ziel seiner Anstrengungen. Jetzt war er da — offenes Wasser — so weit er in dem Schneestöße stehen konnte. Er fächelte, mit der Eisfläche, die sich vom Lande abgelöst, nach der Richtung der See zugetrieben zu sein, und ihn ängstliche die Aussicht, die Nacht auf dem Eise zubringen zu müssen, ohne Nahrungsmittel, durchzählt und verlammt.

Bei diesem Gedanken erschrak er heftig; er versuchte sich zu erheben — umsonst — schwer fiel er auf den Schlitzen zurück. Seine Gedanken verwirrten sich, es schimmerte ihm vor den Augen — der eine Stab fiel ihm aus der Hand, — da kam es ihm vor, als ob eine angenehme Wärme ihn durchströme, — er sah Lichterschimmern, die sich in ein flammendes Feuer vereinigten; unwillkürlich versuchte er die steifgefrorenen Hände nach demselben auszustrecken, aber das Feuer wich zurück und die Hände fielen schlaff herunter an die Seite des Schlitzens, — schon streckte der Tod die kalte Hand nach ihm aus, und der Schnee bedeckte ihn mit seinem Leichentuch zu: er sammelte seine letzten Kräfte zu einem zärtlichen Lebewohl für Asla und empfahl sich ergeben dem göttlichen Schutze.

Da schlug ein ferns, dumpfes Dröhnen hinter ihm an sein Ohr — noch eins, und noch eins. Halb bewusstlos öffnete Halvor wieder die Augen und blickte. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln, und es gelang ihm. Der König! — Salutschüsse! — Christiania! — Die Festung! — fuhr es wie ein Blitz durch sein Hirn, aber da? — von dieser Richtung?

Die schlummernde Lebenskraft erwachte auf's neue bei Halvor. Er war getäuscht durch die Richtung des Windes, anstatt sich seinem Heimathorte zuwenden, der See zugefahren. Der Wind ist nicht nördlich, sondern südöstlich, so jubelte es in ihm: „der bringt offenes Wasser, und alle Noth ist vorbei!“

Mit der äußersten Kraftanstrengung erhob er sich und verdrückte das Blut dadurch wieder in Umlaufung zu legen, daß er sich einige Male um den Schlitzen schleppte. Mit erneuten Kräften legte er sich wieder daran, und nun ging es vorwärts in entgegengesetzter Richtung. Es war aber ein hartes Stück Arbeit, und hätte nicht der Gedanke an Asla und die Aussicht auf das offene Wasser seinen Muth aufrecht erhalten, so wäre er gewiß den übermäßigen Anstrengungen unterlegen. Der Schnee fiel milder flach, aber der Wind nahm zu, und jetzt sah er den Bergespitzen, unter welchem sein kleines Haus lag. Eine letzte verzweifelte Anstrengung, und der Schlitzen lief vom Eise das Land hinauf.

Damit waren auch die Kräfte Halvors' ganz erschöpft, und bewusstlos fiel er auf den Fischkorb im Boote zurück. Die Hülse aber war bald bei der Hand. Asla hatte am Ufer mehrere Stunden nach ihm ausgespäht, und eilte ihm entgegen. Bald lag er in seinem Bett, und ein gelinder Schlaf verdrückte das Andenken an die ausgefallenen Strapazen, — nur einmal öffnete er die Augen, reichte seiner Frau die Hand und mit einem zärtlichen und glücklichen Blick sagte er: „Asla — morgen — offenes Wasser!“ Dann schloß er wieder ein.

Den nächsten Tag war auf dem Meerbusen offenes Wasser.

Die Frauen als Helfer der Kriminalisten.

Kriminalistische Skizze von Oskar Klausmann.

Der Antheil der Frauen am Verbrechen ist bekanntlich sehr groß, und nicht nur selbst verüben sie schwere und leichtere Verbrechen häufig, sondern sie sind auch zumest Anstifterinnen oder indirekte Verantwortlichen von Verbrechen, so daß jener berühmte französische Kriminalbeamte, sobald er Kenntniß von irgend einem Verbrechen erhielt, ausrufen konnte: Suchet die Frau! Irgend eine Frau war oder ist die Uraube zu den meisten Verbrechen.

Ganz gewaltig groß ist aber auch die Beihilfe der Frauen zur Entdeckung der Verbrechen, nur ist ihre Beihilfe eine heimliche, ganz und gar nicht an die Oberfläche tretende, so daß es nur dem Eingeweihten möglich ist, zu verfolgen, wie weit sich die Frauen als Gehilfen der praktischen Kriminalisten betheiligen und beschämen.

Man muß sorgfältig unterscheiden zwischen der freiwilligen und der unwillkürlichen Beihilfe der Frauen zur Entdeckung von Verbrechen; man wird aber diese Unterscheidung nicht konsequent durchföhren können. Von einer unwillkürlichen Beihilfe kann man eigentlich nicht reden, denn die Beihilfe kann nur eine freiwillige sein. Es wird sich also darum handeln, die Motive zu untersuchen, aus denen die Frauen sich herbeilassen, die männlichen Kriminalbeamten in der Verfolgung des Verbrechens zu unterstützen.

Das erste Motiv wäre das des Gelderwerbes und der Erreichung einer gewissen amtlichen Stellung, indem die Frauen sich gewissermaßen zu Detektivdiensten hergeben. Es geschieht dies auch, aber keine Frau hat jemals eine offizielle Polizeistellung bekleidet, und auch in Zukunft wird es wohl nicht möglich sein, daß, wenigstens bei der Kriminalpolizei, eine Frau die Beamtenqualifikation bekommt. Nach unseren jetzigen Institutionen sind die Frauen nicht nur in Deutschland den Gelegen gegenüber nicht ganz mündig, und also auch nicht geeignet, eine verantwortliche Beamtenstellung zu übernehmen. Sie finden indes doch unter der Hand gewissermaßen amtlich Verwendung, und speziell bei der englischen Geheimpolizei darf man von weiblichen Detektives reden, welche allerdings nicht auf der offiziellen Liste der Detektives des englischen Polizeiministeriums stehen; ihr Verhältnis ist kein offizielles, gewissermaßen nur ein privates, aber höchst originelles, und der Mitarbeiter eines Wiener Blattes schrieb darüber schon vor einigen Monaten:

„Es wird allgemein angenommen, daß die englische Detektivabtheilung — oder, wie der offizielle Titel lautet: Section für kriminalgerichtliche Voruntersuchung — in ihrer Mitte einen wohlorganisirten Generalfonds von weiblichen Detektives habe, welcher bei Bedarf allseitig bereit ist, der Kriminalpolizei helfend beizutreten, um mit „dringend gesuchten“ Verhältnissen dergestalt in Kontakt zu gelangen, damit selbe dem Gericht stellig gemacht werden können.“

Viele Romanschriftsteller haben sogar eine eigene Vorleser, solche weibliche Detektives als handelnde Personen vorzuführen. Wohlwollend hätten sich die Autoren, den Leser einer wirklich vollzogenen Verhaftung seitens einer weiblichen Polizeihilfskraft beizubringen zu lassen; gewöhnlich folgt der Leser mit größerer oder geringerer Spannung ihren Manipulationen, welche — wie es die gute Moral erfordert — stets das Recht triumphiert lassen, indem die weiblichen Detektives ihren männlichen Kollegen indirekt den Missethäter in die Hände spielen, um dann in selbstloser Weise auf Mitterwiedersehen zu verschwinden.

Wir sind in der Lage zu versichern zu können, daß auch nicht eine einzige weibliche Hilfskraft auf der Personalliste der englischen Polizei in Cobden geführt wird, daß also die Behörde in offizieller Weise keine weiblichen Detektives kennt.

Es ist jedoch trotzdem eine bekannte Thatfache, daß Frauen für männliche Detektives in denjenigen Fällen in Aktion treten, wo sie die Wahrscheinlichkeit auf Erfolg haben, daher so zu sagen indirekt gebildet werden.

Die dergestalt privat geleisteten Dienste der weiblichen Detektives werden in keiner Weise seitens der Polizeidirektion gewürdigt, und es ist einzig und allein nur ein persönliches Uebereinkommen der amtlich angestellten männlichen Detektives mit ihren „schwächeren“ Hilfsarbeiterinnen, wenn diese auf eigene Faust Ausforschungen und Nachspürungen unternehmen.

Die Bezeichnung „weibliche Detektives“ ist daher, soweit diese in Zusammenhang mit dem Polizeistatus gebracht wird, eine durchaus falsche. Derselbe Ausdruck wird auch niemals seitens der Eingeweihten gebraucht; sie nennen ihre Helferinnen „Polizeifrauen“.

Jeder Detektive der Polizeiverwaltung kennt nun eine mehr oder minder große Zahl davon, welche gegen eine entsprechende klingende Anerkennung bereit sind, ihre Dienste dem Auftraggeber zu widmen. Diese muß nur der Detektive aus eigener Tasche zahlen, vergrößert aber niemals, selbe bei der Abrechnung unter dem vagen Titel „Spesen“ herbeizubringen.

Der große Vortheil, weibliche Hilfskräfte in Aktion treten zu lassen, besteht darin, wie ein erfahrener Detektive mittheilte, daß Niemand gegen eine Dame so argwöhnisch ist als gegen einen Mann; mag derselbe noch so raffiniert verkleidet sein. Die Frauen erhalten ohne Weiteres Zutritt in Häuslichkeiten, wo es für einen Fremden des stärkeren Geschlechts schwer fallen würde einzutreten, ohne sofort Verdacht zu erwecken. Außerdem bedürfen die Frauen weniger umständlicher Verkleidung, um sich unkenntlich zu machen. Ein etwas dichteres Schloer, eine kleine Aenderung an der Toilette genügen, um an die Ausführung der gestellten Aufgabe mit Sicherheit schreiten zu können.

Es ist jedoch in England allgemein üblich, namentlich in den großen Verkaufsläden, in Mode- und Warenpalästen, weibliche Detektives — wenn man selbe so nennen darf — zu verwenden. An diesen Orten ist der richtige Blick, besonders der angeborenen Spitzfindigkeit u. Schlaueit des Weibes freien Spielraum zu gewähren. Gegenwärtig ist in London ein Etablissement, welches jahraus, jahrein bis zu einem vollen Duzend weiblicher Detektives für angeestellt hat — sämtliche nach der neuesten Mode gekleidet und mit den bekannten, patentirten labylitischen Wärmern, welche täglich in Verbindung mit dem zahlreichen Verkaufspersonal, aber auch mit dem tausenden Publikum stehen. Sie befragen oft Einfahrer auf eigene Rechnung, um die Nebligkeit des Kommiss Apparates zu prüfen, ob die Verkäufer die Interessen des Haus' wahren, um sie bezüglich ihrer Zuborkommenheit mit den Kunden zu kontrollieren, endlich, um nachzusehen, ob die bei einzelnen mehr oder minder berechnungswürdigen Käuferinnen vorkommende Kleptomanie noch immer Dpfer fordere. Dergestalt ist die

geheime weibliche Kontrolle in der Uge, von jedem Vorfall, der wider die zahlreichen, strengen Hausregeln verstößt, den Gehör gebührende Mitteilung zu erstatten, sowie auch etwaige Anläufe zu Mißhandlungen im Keime zu ersticken. Sie sind in der Lage, in den Verkaufshallen einen eventuellen öffentlichen Skandal zu unterdrücken, dessen Folgen bei der Voreingenommenheit des prüden englischen Publikums von verhängender Wirkung für den Geschäftsbetrieb begleitet wäre.

Als Schutzmittel gegen Lebensbinnen sind die Frauen auch vortrefflich an ihrem Platz. Hier heißt es, den Kampf gegen weibliche List aufnehmen, und dazu ist nichts so sehr geeignet, als wiederum die weibliche List selbst.

Entschieden haben die Frauen aller Stände ein besonderes Talent für die Kriminalistik, einen besonderen ausgeprägten Sinn für Kombinationen, für Beobachtungen, für das Durchsehen von Details, außerdem aber für die Bestellung, und aus diesem Grunde sind für den Kriminalbeamten die Bescherinnen außerordentlich wichtig, die er sich im Verbrechertum selbst anfaucht und gewissermaßen heranzüchtet.

Er muß allerdings dann darauf ausgehen, den Verzicht von weiblichen Verbrechern zu benutzen zu spekulieren auf die Hauptbedenken des Weibes, Eitelkeit und verlegte Keuschheit, aber man wird dem Kriminalisten wohl, wenn er sich solche Bundesgenossinnen sucht, nicht der Vorwurf machen können, daß seine Handlungsweise eine unmoralische sei. Er beugt die diese Handlung lediglich im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und der Allgemeinheit, und der Teufel läßt sich wohl nicht anders als durch den Teufel selbst bekämpfen.

Ein älterer, gewiegter Kriminalist, Zimmermann schreibt in seinem Tage: „Die Diebe von Berlin“:

„In allen Fällen ist die Erforschung und Beobachtung der Verbrecher und Verbrecherinnen die Grundlage, auf welcher sich die endende Tätigkeit der Sicherheit beruhen muß. Ohne Kenntnis dieser Verhältnisse, welche namentlich wegen des Betrugs und der Beobachtung jener Lokale, wo die verdächtigen Individuen verkehren, und deren Lokalisation von diesem Gesichtspunkt aus auch immer für statthaft erachtet worden ist, geht es selten eine Recherche verweigert oder besonders schlaue ausgeführter Verbrecher. Und vor allen Dingen sind es auch hier wieder die Dirnen und Hübschlerinnen der Verdächtigen, deren Zutrauen für die ephemerale Beute sehr leicht verschaffen und erhalten kann, ohne seiner Stellung und seiner Würde etwas zu vergeben. Hi aber die Sache schon so angeht, daß eine Verhaftung gerechtfertigt erscheint — dann ist es die erste Regel, die der Geliebten des präsumierten Verbrechers zu verlehren, die fast immer um die Handlung des in ihrer Wohnung nachgehenden Verdächtigen weiß und bei der bekannten Schamhaftigkeit oder minderen Starchheit jener Personen zu Eröffnungen gegen den Beamten oder ihre Mitangehörigen sich bewegen läßt. Unangenehme Fälle, die mir bekannt geworden sind, dokumentieren diese Erfahrung, welche immerfort gemacht werden kann. Pfefferkorn (eine berühmte Berliner Diebin) war mit ihrem Geliebten, einem sehr hartnäckigen Menschen, einmal verhaftet, und doch ließ sie sich durch wenige freundliche Worte und Zureden zu einem Geständnis bewegen, welches ihre eigene und ihres Liebhabers Bestrafung zur Folge hatte. Ueberdies liegt in der großen Veränderlichkeit dieser Dirnen und ihrem Hang zu einem ungebundenen Leben, für welches sie bei einer etwa nötig gewordenen Verhaftung gern sich ihre Willkürigkeit an die für die Sicherheitspolizei nützlichen Dinge ablassen lassen, ein Moment mehr, die Frauenzimmer sorgfältig zu beobachten und auf ihren Verkehr ein immer offenes Auge zu haben.“

Prostitution und Verbrechen hängen so eng zusammen, gehen so in einander über, daß gar nicht die Grenze zwischen beiden zu finden ist. Die Verbrecher suchen sich ihre Frauen und Geliebten unter den Erwehnten der Gesellschaft, also unter den Prostituierten, und auch diesen bleibt nichts Anderes übrig als der Anschluß an die Kreie, welche mit der Stillschließung und mit dem Gesetz gezeichnet sind. Die Verbrecher sind dabei merkwürdig schwachhaft, sobald es sich um vererbte Verbrechen handelt, und insbesondere den ihnen nahegehenden weiblichen Persönlichkeiten gegenüber halten sie nur in den allerersten Fällen mit Geständnissen oder Erzählungen zurück. Diese schwachhaften Personen verbreiten natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit derartige Nachrichten unter ihren Bekannten und Fremden weiter, und so ist es von Seiten der Kriminalbeamten in den großen Städten von großem Nutzen und ein höchst kluges und berechnetes Verfahren, wenn sie nach größeren Verbrechen sich Hilfe bei den verlorenen Mädchen suchen, welche in den Verbrechertreuen Bekanntschaften haben. Vom Hörensagen weiß oft ein solches Geschöpf höchst wichtige Dinge. Sie ist vielleicht nicht einmal durch Erzählungen von Freundinnen, sondern lediglich durch die Beobachtungstale, durch ihre Kombinationen und ihr scharfes Aufpassen zufällig in den Besitz von Geheimnissen gelangt, welche für den Kriminalisten von äußerster Wichtigkeit sind, weil sie ihm oft den Hebelpunkt zeigen, wo er gewissermaßen seine kriminalistische Tätigkeit ansetzen kann, weil sie gewissermaßen den Schlüssel, wenigstens an einer Stelle, zurücklagern, welcher das Verbrechen verhält.

Die Motive, welche diese Frauen dazu bewegen, oft mit Anwendung von viel Spürsinn, Mühe und Gefahr — denn für den Verzicht droht ihnen eventuell der Tod durch die Verbrecher — in dieser Weise Bescherinnen der Kriminalisten zu werden, sind nicht einmal die schlechtesten. Bezahlung erhalten sie für ihre Bemühungen und für den Verzicht wohl nur in den allerersten Fällen. Dagegen sind viele dieser armen, bedauernswerten Geschöpfe so unglücklich über ihre eigene Stellung, daß sie, schon um eine gewisse Ruhe zu thun, sich Mühe geben, bei der Ent-

deckung von Verbrechen behüßlich zu sein. Ein solches unglückliches Geschöpf, das vielleicht Umgang mit Verbrechern, dem sie sich nicht entziehen kann, den sie aber haßt und verabscheut und glaubt an die Notwendigkeit, daß die Verbrecher bestraft werden müssen. Es wintler ihr auch von Seiten der Polizei vielleicht irgendwelche Vergünstigungen für den Fall, daß sie wegen Unregelmäßigkeiten oder kleiner Vergehungen mit denselben in Konflikt kommen sollte.

So kommt es, daß jeder Kriminalbeamte einige dieser Frauenzimmer zu seinen heimlichen Vertrauten hat und von ihnen sehr viel erfährt, daß er oft genug bessere und sicherere Nachrichten von ihnen bekommt, als von den sogenannten Vigilanten, d. h. von Mitgliedern der Verbrecherzunft, welche gegen schändes Geld ihre Genossen verraten.

Nicht nur der Kriminalist, auch der Untersuchungsrichter weiß sehr oft die List von Frauen für seine Zwecke zu verwenden, und der nachfolgend angeführte Fall aus der Praxis wird den Leser darüber aufklären, in welcher Weise Frauen höchst wichtige Aufschlüsse in kriminalistischen Untersuchungen verschaffen können.

Am Anfang der letzten Jahre war der oberste Justizbeamte der Provinz von ganzem Münsterland heimgekehrt, die sich in dem Bezirke selber gebildet hatten, und an deren Spitze zwei Räuber standen, die sich bald darauf einen Vertraut erwarten, und deren Namen vielleicht auch noch dem Leser im Gedächtnis liegen werden. Derselben hießen Elias und Bittula. Gegen 26 schwere Einbrüche und 8 Morde, außerdem eine große Zahl von Diebstählen standen auf dem Konto dieser weitverbreiteten Bande, welche erst in die Hände der Gendarmen fielen, nachdem umfassende Maßnahmen von langer Hand getroffen waren, nachdem die Polizei verläßt und selbst Militär zur Unschädlichmachung der Bande aufgestellt worden war.

Die ganze, an und für sich wenig sichere Gegend geriet damals in Aufregung und Speiden, als die Bande es wagte in einer Nacht aus dem Dir Postlagerhause der Tiele, Münster'schen Verwaltung zu fliehen. In der Überhastung aus dem ersten Stockwerk des kolossalen eisernen Gefängnis herauszufliehen, auf einen Wagen zu laden und fortzuschleppen. Man fand am nächsten Morgen bei alten Wächter, der auf dem Hofe Dienst gethan hatte, geteilt und gebunden in einem Kartoffelfelde vor der Stadt liegen. Dieser erklärte, daß er von einer Anzahl von Männern überfallen worden sei, welche ihn zu Boden geschlagen und ungeschädlich gemacht hätten. Er habe gesehen, wie alle Vorbereitungen getroffen wurden, um auf mitgebrachten Ballen und Rollen den in der Schweigenden Gefängnis aus dem ersten Stockwerk auf die Straße hinunterzuschleppen und dort auf den Wagen zu verladen.

Polizeibeamte und bewaffnete Bürger der Stadt machten sich auf die Verfolgung der Räuber, und man entdeckte auch bald in einem der großen und ausgedehnten Forsten den Gefangenen, welcher mit Gewalt erbrochen worden war, und aus dem die Räuber alles baare Geld entnommen hatten; die Wertpapiere hatten sie dagegen verbrannt, und noch waren Funken in der Asche, ein Beweis dafür, daß die Räuber sich erst vor Kurzem entfernt haben konnten. Dicht in der Nähe des erbrochenen Gefängnisses aber fand man die Leiche eines fürchterlich verunstalteten Menschen, dessen Gesicht durch eine Anzahl Stiche und Hiebe vollständig unkenntlich gemacht worden war; außerdem zeigte der Körper des Ermordeten über zwanzig Messerstücke. Es galt jetzt vor Allem zu erfahren, wer der Ermordete war, den die Bande absichtlich das Gesicht verunstaltet hatte. Jedenfalls war es einer von der Bande, der mit der anderen Gesellschaft bei der Teilung des Raubes in Konflikt geraten war oder des Verrats verdächtig erschien.

Mit militärischer Hilfe und mit Aufwand von aller Energie wurden bald darauf die Hauptmitglieder und Anführer der Bande zur Haft gebracht, die Untersuchung wollte aber nicht fortzürren, weil insbesondere Elias und Bittula, ihrem Vertrieber folgend aber auch die anderen Verhafteten, mit unerbittlicher Konsequenz leugneten. Es war nicht möglich, von diesen Leuten auch nur das geringste Geständnis zu erhalten, und der Untersuchungsrichter tappte gemissermaßen fortwährend im Dunkeln und kam nicht dazu, die nötigen Fortschritte für einen Indizienbeweis zu finden, durch den die Schuld der Verbrecher unabweislich klar dargehen worden wäre.

Bittula besaß eine Geliebte, ein Dienstmädchen, welche ihm höchst wichtige Dienste durch Spionage und Aufschlüsselung geleistet hatte. Ihre Verichte der Untersuchungsrichter ins Bewußtsein zu rufen, jedoch ohne Erfolg. Auch das junge Mädchen blieb beständig beim Leugnen. Schließlich nahm der Untersuchungsrichter seine Zuflucht zur List. In dem Gefängnis zu Wehen in Oberschlesien, in dem die ganzen Mitglieder der Bande saßen, besand sich auch eine Arbeiterfrau, welche wegen eines kleinen Diebstahls eine Haftstrafe verurteilt war. Diese Frau sah einen sonst freudigen Familienergeniß entgegen, das sie natürlich lieber zu Hause als im Gefängnis abgewartet hätte. Sie bat um Haftunterbrechung, die man ihr auch versprach unter der Bedingung, daß sie im Interesse der Untersuchung die Aufschlüsselung der Geliebten des Räuberhauptmanns übernehme. Die Frau, die sehr listig und verschmitzt war, ging darauf ein und ließ sich zu der verbotenen Geliebten Bittulas herren. Sie benahm sich dieser gegenüber dann so gleichgültig, daß dieselbe bald Vertrauen zu ihr setzte und ihr schon nach fünf Tagen ein vollständig umfassendes Geständnis ablegte, durch welches alle dunklen Punkte aufgeklärt wurden.

Der Untersuchungsrichter, bei dem sich natürlich die Frau sofort melden ließ, erfuhr jetzt Alles, was er brauchte, das Geständnis war vollständig genügend, läste Alles auf, und als jetzt den Verbrechern auf den Kopf zugelaugt werden konnte, was sie begangen hatten, wie ihr Zusammen-

hang war und wie z. B. auch der in der Nähe des Oe. J. scharfes aufgenommene Ermordete ein Mitglied der Bande war, welches zufällig auf die Räuber genossen (sic) und einen zu großen Anteil an der Beute verlangt, wurden die meisten der Bandenmitglieder, welche sich an der Ermordung ihres früheren Kameraden beteiligt hatten, wandend und singen an zu gehen, und wenn auch die beiden Führer der Bande noch immer leugneten, so wurde es doch möglich, einen so vollständigen Indizienbeweis gegen sie herbeizuführen, daß von den Gefangenen im Jahre 1874 das Schuldig gesprochen und sie zum Tode und zu lebenslänglicher Zuchthaus verurteilt werden konnten. Beide starben im Gefängnis, ihre Nachfahren findet man noch heute in der Sprechstube des Berliner Panoptikums.

Bedingt der schwachen Geliebten und der Spionierkunst der Frau, die sich mit der Geliebten Bittulas zusammenperlen ließ, war die Vermeidung der Untersuchung, dann aber auch die unmittelbare darauf erfolgende Ergreifung zahlreicher kompromittierter Personen, welche Helfershelfer der Bande gewesen waren, zu verurteilen. Die Frau hatte der Öffentlichkeit und dem Gesetz einen ganz kolossalen Dienst erwiesen; sie erhielt volle Vergünstigung und wird wohl auch noch mit einer Belohnung ausgezeichnet worden sein.

Diesen Kniff aber mit dem Aufsuchen von Gefangenen werden die Untersuchungsrichter sehr häufig an, und gerade die Frauen sind für diese Spionierdienste am allergeringsten.

Wir erleben also den vorgeführten Beispiele, daß die Frauen also in der That eine ganz bedeutende Rolle bei der Entdeckung und der Ueberführung von Verbrechern spielen, daß aber, wie bereits bemerkt, ihre Tätigkeit nur eine heimliche ist, die sich öffentlich nicht bemerkbar macht oder an die Oberfläche bringt, und die sonst nur derjenige kennt, der mit den kriminalistischen Verhältnissen genügend vertraut ist.

Vom Wächterlich.

— Kommt zu mir! Wieder aus dem Leben des Geliebten. Festgabe für christliche Familien von F. W. Schmidt (Hannover) und Prof. Dr. H. W. Schmidt in Dresden. Zweite Auflage. Verlag von F. W. Schmidt in Dresden. 1874. Preis 20 Pf.

Auf dieses religiöse Brochüre ersten Ranges, einen Wider-Gegensatz zum Leben des Geliebten von Heinrich Schmidt, welcher die Leser aufmerksamen machen. Dr. Schmidt, Professor an der Königl. Akademie in Dresden, ist ein sehr fruchtbarer, er ist bereits in vielen christlichen Familien heimlich durch sein berühmtes „Gedenke mein“. Dieses Buchlein, welches in jedem beliebigen Gelehrten im Laufe von noch nicht zwei Jahren erschienen neunmal hintereinander folgende Auflage bedient, und sich in tausend Exemplaren, Wahre Frömmigkeit, Heiligkeit und Keuschheit des Empfindens, ideale Auffassung und bedeutendes künstlerisches Können sprechen sich in jedem der Blätter aus. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß dieser wunderbare Wider-Gegensatz aus dem Herkommenen Christentum eine neue, nie dagewesene Bedeutung erlangt hat.

Die zweite Serie der Darstellungen aus dem Erdenleben des Herrn, mit welcher der gottgeliebte Künstler das weltliche Haus besetzt hat, wird ohne Zweifel in allen christlichen Familien die gleiche Aufnahme finden wie das verwandte „Gedenke mein“. Seine Künstler der Gegenwart, das hat man getrost behaupten, tritt wie S. Schmidt in seinen Gestaltungen so warm und innig den geistigen Gehalt der besten Gemälde für das Empfinden unserer Tage. Diese Uebersetzung, die sich uns wiederum bei der Durchsicht der neuen Ausgabe „Kommt zu mir“ angedrängt. Dieses weltliche Werklein führt in erwarteter Darstellung voll Hoheit, Schönheit und Innigkeit die bedeutungsvollen Momente des Lebens Jesu an unsere Augen und Herzen vorüber, klar, schlicht, aber doch so reich an dem Zauber künstlerischer Vollendung umgeben. Schmidt's „Kommt zu mir“ enthält folgende Kapitel: 1) Weihnacht, 2) Geburt, 3) Die drei Könige, 4) Die drei Weisen aus dem Morgenlande, 5) Flucht nach Ägypten, 6) Jesus und die Samaritaner, 7) Wunderschöne des Junglings zu Nain, 7) Die Kreuzigung vor Christus, 8) Das letzte Abendmahl, 9) Die Verurteilung, 10) Jesus am Kreuz, 11) Die Grabe getragen, 12) Die Auferstehung, 13) Symmetrie. Diese Blätter gehören untrüglich zu dem Schönen, was die christliche Kunst dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat.

Wir wissen thätlich keine neuere Erscheinung, welche dem frommen deutschen Hause willkommen sein könnte als Schmidt's „Kommt zu mir“. Die erhabenen Gestalten des neuen Testaments sind hier mit einer Innigkeit und künstlerischer Vollendung von seltenen Stille festgehalten, die jeden dogmatischen Beigeschmack, jede unangenehme Abstrichlichkeit vornehmlich verdrängen und Brotschlecken wie Katholen gleich tief festeln und erhaben stellen. Schmidt's Kunst zeigt sich so schlicht in dem Witz, so reich in Ausdruck und doch wahrhaft religiös und fromm. Eine Anlehnung an ältere Motive ist schon dabei glücklich vermieden. Maria Verkündigung z. B. ist schon oft und zwar von den größten Meistern dargestellt worden, aber in Schmidt's Zeichnung wird man wieder in dem Engel mit der Bitte, noch in der sich leise von ihrem Verstand um zu verwenden. Baumgarten mit dem in frommer Ergebung über der Brust gestreckten Armen einen Anblick an schon Dagewesenes finden. Dabei ist Schmidt niemals fälschlich. Wie trefflich er so charakteristisch weiß, sieht man bei den Köpfen der drei Weisen, der Jünger, der Priester, dem Gefährten des Jesus, welcher die Hände in den Händen des Jesus, das Gesicht sanft und doch ernstlich betont, immer ist die richtige Grenze ungeschaltet worden. Genuß Schmidt's „Kommt zu mir“ erregt als das Werk eines frommen, ferngelebten deutschen Künstlers. Es ist eine Kunstschöpfung voll Hoheit und Schönheit, ein so edles Sonntagsgewerk christlicher Familien, das als ein künstlerisches Ereignis in den meisten Kreise begrüßt wurde.

Von einem Glanz stiller Anbacht umschloß, eignet sich diese Schöpfung Schmidt's wie kaum eine andere als ein echtes Sonntagsgewerk zur Erhebung und Erbauung in dem christlichen Familienkreis beider Konfessionen, dem Witz, die Wärme von dem reinen Werk, besonders als Konfirmations-, Firm-, Braut-, Hochzeits- und Wanderspiel. Wie empfehlen vor Allem im Hinblick auf das nahe bevorstehende Fest des Eintrits in dieses schöne Werk. Niemand wird ohne innere Beteiligung die zwölf Blätter aus der Hand legen. An diesem „Kommt zu mir“ werden sich Jung und Alt Jahre hindurch erfinden können, es wird ein Schatz für jede Familie sein. Die Ausstattung in der schönsten Gabe würdig, nur noch wieder und gewählter als beim ersten Heft. Die Verlagsbuchhandlung von Weidmann besitz die herrlichen Blätter in einer hübschen Ausstattung von einem Gelehrten aus einem Entwurf von Johann G. G.

Für die Redaktion verantwortlich: G. Roeger.

Verlag und Druck von R. Kiehlmann in Halle. Expedition des Halle'schen Tagblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.